

Seltsame Töne, die da nicht hingehören

Der Jazzpianist Herbie Hancock geht immer noch ins Studio und ist gerade auf Deutschland-Tour. Ein Gespräch über gute Soli und das richtige, gesunde Leben

Herbie Hancock gehört zu den prägenden Größen des Jazz, spielte jahrelang mit Miles Davis, das erste seiner über vierzig Alben erschien 1962. Er schrieb heutige Klassiker wie „Watermelon Man“ oder „Maiden Voyage“ sowie kluge Pop-Hits wie „Rockit“. Für die Musik zu dem Tavernier-Film „Round Midnight“ bekam er 1986 den Oscar.

Wenn man Ihre Soli raushört und abschreibt, wird das schnell verwirrend: Sie spielen gar nicht so, wie es laut Jazz-Lehrbuch sein soll. Seltsame Töne, die nicht da hingehören, eigentlich falsche Läufe – wieso klingt das trotzdem so gut? Was ist Ihr Geheimnis?

Ach ja, das stimmt, ich spiele nicht so, wie es im Lehrbuch steht.

Wie tut man denn das Richtige im Jazz?

Eine schwierige Frage. Eine wichtige Sache scheint mir, dass ich versuche, nicht zu viel nachzudenken. Die Musik soll mehr aus meinem Gefühl kommen als aus meinem Kopf. Das Gehirn analysiert oft zu viel. Gute Musik kommt aber nur aus dem Leben. Man ist irgendwie nackt vor den Zuhörern, muss sich ihnen ganz öffnen.

Das würde aber heißen, dass man die Musik jedes Mal neu erfinden muss.

Jedes Mal, genau so ist es. Und genau das möchte man doch auch. Das braucht Mut, und man muss gut zuhören können, den anderen in der Band zuhören. Manchmal, wenn ich ein Lied spiele, habe ich ein Bild vor Augen. Nehmen wir mal „Footprints“ von meinem Freund Wayne Shorter. Dabei denke ich an einen Löwen oder Tiger. An ein großes Tier, das Tatenabdrücke auf dem Boden hinterlässt. Und dann spiele ich so ... (er singt eine sparsame, synkopierte Bassfigur), so geht es dann los. Und dann führt von da aus eins zum anderen. Da geht es nicht darum, welche Tonart laut Lehrbuch passt, sondern wie die Musik organisch entsteht und Sinn ergibt. Ach, und manchmal lass ich auch die Finger einfach laufen, die machen dann schon irgendwas.

Bei der berühmten Harvard-Vorlesungsreihe „Norton Lectures“ haben Sie einen aufsehenerregenden Vortrag gehalten, der hieß „Die Ethik des Jazz“. Ziemlich überraschend, dass Jazz eine Ethik haben soll, oder?

Das ist aber sehr wichtig. Es geht darum, auf alle einzugehen und alle so sein zu lassen, wie sie sind. In einer Band muss man allen gut zuhören. Und egal, wer was spielt, sollte man immer nur eins im Sinn behalten: Wie kann ich das, was ich spielen will, in den Fluss der Musik einbauen? Manchmal gelingt das am besten, indem man nichts tut, weil man sonst der Musik im Weg wäre. Und falls jemand etwas ganz Unerwartetes spielt, muss man immer nur eins wollen: dafür sorgen, dass alles zusammenpasst. Wie kann ich das integrieren in alles, was vorher war – das muss ein Jazzler sich immer fragen.

Integration also. Das ist ja schon ein Modell für die Gesellschaft überhaupt?

Unbedingt. Ich bin Buddhist. Ich habe das bei buddhistischen Treffen gelernt, im Buddhismus geht es oft darum: Wie kann ich das, was mir passiert, in etwas Wertvolles verwandeln? So sollte man leben.

Es gibt eine deutsche Ernährungsberaterin in Los Angeles, Tanja Johnston, sie schreibt über vegane Ernährung. Und offenbar war sie Ihre private Ernährungsberaterin? Mit einem ganz besonderen Konzept, bei dem man kaum Öl zu sich nehmen sollte?

Tanja ist außerdem eine echte Forscherin, ich hab' sie kennengelernt, als sie für ein Unternehmen mit Surround Sound experimentiert hat. Also, ich bin Veganer und sie auch. Das mit dem Öl nehme ich aber eigentlich nicht ganz so streng. Olivenöl ist zum Beispiel gut für den Menschen. Andere Öle nicht. Butter ist auch nicht so gut, Milchprodukte



Herbie Hancock, im Juli in Los Angeles

Fotos Philip Cheung / NYT / Laif

esse ich nicht. Aber, na ja, ich schummle manchmal, wenn es um Desserts geht.

Hat die vegane Lebensweise auch mit dem Buddhismus zu tun?

Es gibt in dem Buddhismus, dem ich anhängen, überhaupt keine Regeln. Die Antworten, die Sie für Ihr Leben suchen, liegen in diesem Leben. Was für den einen gut und richtig ist, muss nicht für die nächste gelten. Na ja, außer ein paar Grundregeln, dass man nicht alle tötet oder so, das ist doch klar. Ha!

Sie wirken immer so fröhlich auf der Bühne. Dabei gibt es politisch wenig Anlass zum Lachen. Gerade in den Vereinigten Staaten. Sie haben sich zum Beispiel immer sehr für die Schwarzenbewegung eingesetzt. Es gibt da nirgends richtig gute Nachrichten im Moment.

Man sollte fröhlich sein trotz der politischen Situation. Freude muss ich für mich selbst erschaffen. Ein großes Problem, das viele Menschen haben, ist dies: Sie lassen äußere Dinge auf ihre Kraft zugreifen und lassen sich dadurch Kräfte nehmen. Natürlich muss man sich die Widrigkeiten des Lebens genau ansehen, aber ich sage, schauen Sie immer nach innen. Immer danach, was Sie tun können, wie Sie weitermachen, kommen, was wolle. Das braucht auch Mut. Genau wie der Jazz.

Sie sind sehr an technischen Neuheiten interessiert, Sie sehen sich immer die neuen Keyboards an und besuchen die Firmen Native Instruments und Ableton in Berlin, die digitale Synthesizer produzieren. Warum interessiert die Technikentwicklung Sie so sehr? Andere Jazzler, wie etwa Keith Jarrett, tun das nie, verachten das regelrecht.

Am College war ich erst Ingenieur, nicht Musiker. Ich hab' erst nach zwei Jahren gewechselt. Ich bin eben ein echter Technik-Nerd. Ich habe Komplete Control, ich habe zwei Dave-Smith-Keyboards und viele Software-Instrumente, Spectrasonics und ganz viel von Korg.

Haben Sie eine Lieblingsplatte im Moment, hören Sie sich andere Musiker an?

Nicht mehr so viel wie früher. Ich konnte in letzter Zeit nicht so recht, denn ich arbeite ja seit zehn Jahren an meiner neuen Platte. Und ich verspreche, dieses Jahr noch kommt endlich das erste Stück davon raus.

Der deutsche Jazzpianist Tim Sund hat gerade ein Tribute-to-Mwandishi-Album gemacht, das bezieht sich auf Ihre Fusion-Platte von 1971, nicht einmal Ihr berühmtestes Werk. Interessant oder?

Das ehrt mich sehr, ich bin da wirklich dankbar. Dass Leute das immer noch machen, freut mich.

Geben Sie denn Unterricht, arbeiten Sie mit jungen Musikern?

Also, erstens bin ich Professor an der UCLA in Los Angeles, und ich gebe auch Master Classes online. Aber zweitens, jetzt kommt mein Geheimnis: Ich lerne mehr von den Jungen als die von mir. Ich hab' jetzt viel mit Musikern gearbeitet, die halb so alt sind wie ich oder noch weniger. Leute in ihren Zwanzigern, und ich frage die viel. Wie sie über Musik nachdenken und wie sie die Dinge angehen beim Spielen. Das inspiriert mein eigenes Denken. Das ist ein Geben und Nehmen, alle lernen.

Fiel Ihnen jemand besonders auf?

Ich hab' letzte Woche fünf Tage lang aufgenommen, da war ein Produzent dabei, siebzehn Jahre alt. Die Leute nennen ihn nur „Kid“, und ich hab' seinen echten Namen auch wirklich gerade vergessen. Er ist richtig gut in seinem Job. Er wählt oft einfache Lösungen, die dann sehr dynamisch und mächtig klingen. Es geht nicht immer um Komplexität. Ganz oft braucht man eine einfache Lösung. Und dann wird alles frisch und einzigartig.

Interview Thomas Lindemann

Herbie Hancock ist noch bis 2. Dezember auf Deutschland-tour. Daten und Tickets unter herbiehancock.com

NACKTE WAHRHEITEN

Verrohung

Wann genau war Deutschland zivilisierter?

VON CLAUDIUS SEIDL

In der vergangenen Woche ist Margarete Stokowski, Schriftstellerin und Autorin einer Kolumne bei „Spiegel Online“ mit dem Tucholsky-Preis ausgezeichnet worden – und in ihrer Dankesrede hat sie davon berichtet, wie das so ist, wenn sie Post von ihren Lesern bekommt; von Leserinnenpost war verständlicherweise nicht die Rede. Wer Margarete Stokowski nicht kennt, sollte wissen, dass man, wenn man die Grundhaltung ihrer Kolumnen feministisch und links nennt, wohl nichts Verkehrtes sagt. Und außerdem, dass Margarete Stokowski das seltene Talent hat, ihre komplexen Gedankengänge und manchmal verblüffenden Thesen so klar aufzuschreiben, dass auch ihre Gegner ihr folgen können. Umgekehrt gilt das leider erst recht: Die Post, die sie bekommt, ist zwar nicht komplex; unmissverständlich ist sie aber schon. Von Morddrohungen und Vergewaltigungsankündigungen hat Margarete Stokowski erzählt, von Beschimpfungen und verbalen Herabwürdigungen, deren Wortlaut sie vorgelesen hat und die man hier trotzdem nicht zitieren möchte, weil sie so übel, schmutzig und absolut amoralisch sind.

Der Skandal, von dem die Rede berichtet, ist aber der, dass diese Mails, die so krass und eindeutige Verbalinjuren sind, bislang noch zu keiner Bestrafung geführt haben – einerseits, weil die Strafverfolger anscheinend nicht in der Lage sind, einen Absender zu ermitteln; andererseits, weil, da wo Margarete Stokowski, weil es eben nicht so schwer ist, selber den Absender identifiziert hat, es halt so mühselig wäre, der Sache nachzugehen, oder dieser Absender im Ausland sitzt.

Man ist schockiert, wenn man das nachliest, man fragt sich, wie man selber reagieren würde, wenn solche Mails im eigenen Postfach ankämen; wie sicher man sich noch fühlen würde und wie frei, auch in Zukunft das, was man für richtig hält, zu veröffentlichen. Und umgekehrt: wie frei sich einer fühlen darf, der das Recht auf freie Meinungsäußerung dafür in Anspruch nimmt, dass er Vergewaltigungsdrohungen und Mordphantasien per E-Mail verschickt.

Und natürlich sind das die Momente, da man versucht ist, all jenen Gedenktagsrednern, Sinnstiftungsexperten, Meinungsführern, Psychologen sowie natürlich dem Bundespräsidenten recht zu geben, welche der Sprache und der ganzen Gesellschaft bei Verrohung tendierten. Wer sich erst mal



entschlossen hat, diesen Befund zu teilen, braucht nach Belegen nicht lange zu suchen. Der Hass im Netz. Die Abkehr der Menschen vom Glauben. Der Konsumismus. Der Neoliberalismus. Die Gewalt in den

Computerspielen. Na, und so weiter. Wenn wir Sprache und Gesellschaft aber eine Verrohung bescheinigen, dann beschreiben wir damit ja eine Bewegung, vom Besseren zum Schlechteren – und insofern wäre es interessant, wenn einem einmal jemand verriet, wann es in Deutschland weniger roh zugegangen sei. Wie jeder Kulturpessimismus provoziert auch dieser die Frage: Wann war der Stichtag, wann haben die Deutschen höflicher gesprochen und anständiger gehandelt?

Damals, in den sechziger Jahren, als bayerische Lehrer noch Kopfnüsse verteilten und man mindestens einmal im Jahr von stärkeren Mitschülern verprügelt wurde? Zwanzig Jahre davor, als die Amoral an der Herrschaft war? In den Berliner zwanziger Jahren, wie sie Ernst Haffner und Alfred Döblin beschrieben haben? Oder vor vierhundert Jahren, in jenem komplett verwahlosten Deutschland, das Grimmselhausen im „Abenteuerlichen Simplicissimus“ beschreibt?

Und wie passt die Rede von der Verrohung eigentlich zum fast so populären Gerücht von der allgemeinen Verweichlichung; von jenen Kindern also, die zu verhätschelt sind, als dass sie auf die Härten des Lebens vorbereitet wären; von den deutschen Weicheiern, die angeblich nicht in der Lage waren, in der notorischen Silvesternacht von Köln ihre Frauen vor der archaischen Männlichkeit der Grabscher zu schützen, der Sache nachzugehen, oder dieser Absender im Ausland sitzt.

Es wird wohl so sein, dass jene Männer, aus deren Mails an jenem Abend Margarete Stokowski zitiert hat, schon immer so mies und übel drauf waren, wie sie es heute sind, und sich dauernd artikulieren müssen. Nur hätte es halt viel mehr Mühe gemacht, sich hinzusetzen, einen Brief zu schreiben, das Ganze zu adressieren, zu frankieren und zum Briefkasten zu tragen, wo man doch in derselben Zeit noch eine Dose Bier trinken und sich in den Fernsehsessel kimmeln konnte – ganz zu schweigen davon, dass noch der trügste Ermittler da ein Beweisstück hätte, das er nicht wegdiskutieren könnte. Dass auch eine Mail so ein Beweisstück ist, das müssten die Behörden halt endlich begreifen.

KLEINE MEINUNGEN

Wende Zum 30. Jahrestag von friedlicher Revolution und Mauerfall gibt der Suhrkamp-Verlag ein Bändchen mit chronologisch und thematisch geordneten Interviewfragmenten heraus, die auf einem Gespräch beruhen, das der Filmemacher Thomas Grimm 2008 mit Christa und Gerhard Wolf geführt hat (Christa Wolf, „Umbrüche und Wendezeiten“, Suhrkamp, 142 Seiten, 12 Euro). Grimm, Jahrgang 1954, studierter Philosoph und Publizist, führte seit 1987 Zeitzeugen-Interviews mit Größen wie Jürgen Kuczynski, Inge und Walter Jens, Heiner Müller, Stefan Heym und Hans Mayer und baute ein umfangreiches Porträt-Archiv zur vor allem deutschen Zeit- und Personengeschichte nach 1945 auf. Er ist also profunder Kenner der Materie, was ihm die Souveränität verleiht, die Wolfs über weite Strecken einfach ihre Sicht auf „Umbrüche und Wendezeiten“ erzählen zu lassen und trotzdem fokussiert durch die ungeheure Masse des Erzählenswerten zu steuern. Er setzt mit der Ausbürgerung Wolf Biermanns 1976 ein, von vielen als der Anfang des Endes der DDR gedeutet, da mit ihr die innere Abkehr und der Exodus nicht nur vieler Künstler und Intellektueller, sondern eines Großteils der mittleren und jüngeren Generation begann. Es folgen die aufkeimenden oppositionellen Bewegungen in Kirche und Umweltbewegung bis hin zur eigentlichen Wende 1989/90, zur Wiedervereinigung und dem für Christa Wolf äußerst schmerzhaften, ihre Integrität als Schriftstellerin und Person in Frage stellenden Literaturstreit. Dabei geht es immer wieder um die eine Frage: Was ist da eigentlich geschehen? Welchen Prozessen waren wir ausgeliefert? Hatten wir die Macht, die Kraft, die Einsicht, sie zu beeinflussen? Wie im Zeitraffer



läuft hier, aus subjektiver, ostdeutscher Privilegiertenperspektive, die deutsch-deutsche Geschichte der letzten vierzig Jahre vor einem ab, vieles hatte man vergessen, an einiges Eigenes erinnert man sich wieder neu. Und manche Sätze lassen einen aufblitzen und nachdenken, über gegenwärtige ostdeutsche Befindlichkeiten, deren Ursache und Genese man aus einigen Beobachtungen der Wolfs zu verstehen beginnt, auch wenn man für sie kein Verständnis aufbringen will. *beba*

* * *

Filter Es war mal harmlos, als es noch Hundehohren waren, die man auf Instagram, auf Snapchat als Filter übers eigene Gesicht gelegt hat. Jetzt aber soll es schon gefährlich sein, denn jetzt gibt es die sogenannten Schönheitsfilter. Und der bekannteste heißt „Holy Natural“; doch der ist überhaupt nicht natural. Denn er macht Augen, Lippen groß, die Nase klein. Und man sieht damit aus wie eine Mischung aus Alien und alter Milliardärin, die sehr viel Geld für Schönheitsoperationen ausgegeben hat. Trotzdem machen da alle mit: die Models Kendall Jenner, Gigi Hadid und Heidi Klum. Und Popstars auch. Und Millionen unbekannter Teenies. Vor ein paar Tagen aber riefen im Internet die Pessimisten an, beschwerten sich, dass Millionen unbekannter Teenies wegen der Filter zu Schönheitsärzten rennen könnten. Woraufhin Instagram die Holy-Filter sperrte. Was folgte, waren Millionen Insta-Stories, in denen Teenies in die Handys weinten, weil sie jetzt ohne große Augen, Lippen, kleine Nasen leben müssten. Was wiederum folgt daraus? Wenn man ein Pessimist ist, dann: dass Millionen unbekannter Teenies wegen der Filter, die jetzt weg sind, zu Therapeuten rennen könnten. Auch nicht toll. *priz*